

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 84 (1958)
Heft: 31

Artikel: Abendländische Ermahnung
Autor: Tschudi, Fridolin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-497828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wille zur Freiheit

Einmal im Jahr mag man etwas langatmiger über die Freiheit reden, in der übrigen Zeit soll man sich darin üben. Sie ist nämlich eine vortreffliche Tugend, was jene Staaten ausdrücklich beweisen, wo Unfreiheit zu satanischen Lastern führt. Obwohl von den alten Eidgenossen mit Hellebarde und Morgenstern hart erstritten, ist die Freiheit kein handfester Begriff. Auch läßt sie sich nicht gegen Aushändigung eines Tresorscheins in den Gewölben der Nationalbank aufbewahren. Einmal, weil sie nicht papiern ist, zum andern aber, weil sie ebenfalls zur kleinen Münze des Alltags gehört.

Unsere Vorfahren haben uns eine Heimat hinterlassen, deren Naturschönheiten man – Gott sei es gedankt! – selbst in der Konjunkturhitze nicht vollends wird verderben können. Die ererbten Freiheiten hingegen sind nicht standhaft wie unsere Berge. Um sie zu erhalten, genügten Hellebarde und Morgenstern nicht. Bis alle Bürger Wähler und Gesetzgeber werden konnten, bedurfte es jahrhundertelanger Uebung im Willen zur Freiheit und mancher Kraftprobe. Und es genügt auch heute nicht, daß wir uns bei Volksfesten und am Stammtisch, bei Wahlen und Abstimmungen auf die in der Bundesverfassung verankerten Rechte und Freiheiten berufen und dabei den Mund voll nehmen. Es genügt nicht: sich an die Freiheit zu gewöhnen, zu glauben, was beliebt, sein Zelt aufzuschlagen, wo es einem gefällt, dem Gewerbe nachzugehen, das einem nicht verhaßt ist.

Man muß sich auch in der Freiheit üben. Jeder soll das tun, weil es in der Schweiz keine Bürger mindern Rechtes gibt und niemand seines Glaubens und seiner Politik wegen verfolgt werden kann, wie das in andern Ländern in brutaler Weise geschieht. Doch geben wir uns keiner frommen Täuschung hin. Auch bei uns hat die Freiheit viele Erbfeinde, weil die alten Zöpfe gerne

nachwachsen. Dazu erstehen neue Widersacher, die wie Ratten an der Freiheit knarfen.

Feinde der Unfreiheit sind auch unsere eigenen Unarten und Schwächen. Wer anlehnsbedürftig wird, büßt seine Selbständigkeit ein. Organisierte Wirtschaft und Politik lähmen die persönliche Verantwortung. Der Arbeiter, der seinem gesunden Verstand nicht mehr richtig traut, gerät in ein Abhängigkeitsverhältnis. Gewerbetreibende, Handwerker und Bauern werden bei schwindendem Wagemut unsicher und unfrei. Eine zunehmende Vermassung und Scheinkultur in der Erziehung, in der Kunst, im Sport und auf der Straße müßten ihrerseits letzten Endes ebenfalls dazu führen, daß auch in der Schweiz nur noch die Winde frei wehen, die Gesetzesmühlen hingegen unaufhaltsam mahlen, weil sich entweder der Staat mehr und mehr Macht zuschanzen möchte oder das Bürgertum bereits so entnervt und entselbstet ist, daß es nur noch mit dem Polizeiknüppel und Subventionen zu meistern wäre.

Hüten wir uns vor der Unfreiheit, möge sie von innen oder von außen kommen. Würde fremdes Ideengut wildbachartig über unser Land hereinbrechen, läuteten sicher allenthalben die Sturmglocken. Was aber allmählich hereinsickert in Wort und Schrift und Bild: als Leinwandspuk im Kino, als mechanische Musik, als seichte Schlagertexte, als getarnte Politik und fragwürdige Errungenschaften, das kehren wir nicht aus. Wie wir uns auch nicht gegen die Gleichschaltung der Sprache wehren. Geht uns doch schon das Gehör ab für unsere Mundarten. Wo aber das Gehör stumpf wird, mangelt es bald an der richtigen Wiedergabe der Laute. Damit werden unsere Mundarten als Ausdruck unserer Eigenart allmählich abgeschliffen. Verkehr und Maschinen und Reportagen stiften das ihre bei. Das Aeußerliche, die Gleichgültigkeit, die Zeit sind die großen Schleiferin-

nen. So werden nicht nur Hügel abgetragen und Mulden eingeebnet, um alles kulturfähiger zu gestalten, auch die Sprache wird geglättet, damit alles flacher, öder und einfältiger werde in der Welt und außer den nationalen auch die persönlichen Eigenheiten verloren gehen – – und wir der geistigen Heimatlosigkeit verfallen, womit das Elend beginnt.

Wie es enden könnte, weiß keiner von uns. Am eigenen Leibe haben wir nämlich nicht erfahren, was Millionen in Unfreiheit gestürzter Menschen bereits erlitten haben und noch erleiden. Also wehren wir den Anfängen, Mann und Frau miteinander. Freilich hat der Mann bei uns bisher seiner Frau das Stimmrecht vorenthalten, vielleicht in der blassen Erkenntnis, daß er selbst davon nur spärlich Gebrauch macht. Aber in Zeiten der Not wird sie ihm als Stauffacherin nicht nachträgerisch sein und die Hilfe nicht versagen. Die Frau ist ja auch sonst bewundernswert tüchtig: hütet Feuer und Licht, sorgt für gesunde Kost, flickt zerrissenes Zeug, stopft Loch um Loch, hantiert mit Staubtuch und Besen und schiebt den Riegel vor, wenn die Dunkelheit vor die Türe geschlichen kommt. Und wenn nun Mann und Frau, alle Frauen und alle Männer zu Stadt und Land müßten es sein, Besen und Eimer zur Hand nehmen und dem fremden Dreck auf den Leib rücken, welch nationales Reinemachen gäbe das, welch grandioses Willenstraining für Freiheit und Eigenart, von dem auch die begeisterungsfähige Jugend nicht ausgeschlossen sein möchte. Und wäre das ganze Schweizerhaus gründlich gelüftet und gescheuert, könnte man die vielen eigenen Dinge und alten Erbstücke wieder an den Platz stellen, wo sie hingehören, und sich am Feierabend über Ordnung und Eigenart erfreuen, über die Eigenart im besondern, mag sie auch etwas knorrig und rauhborstig sein, wie im Bergwald gewachsenes Holz. Doch lieber einen etwas derben Charakter als eine glatte Allerweltsgesinnung, damit wir nicht plötzlich knieweich jenen zum Opfer fallen, deren blutrünstige Macht auf der Vermassung und Unfreiheit ganzer Völker beruht.

Adolf Fux

Abendländische Ermahnung

Fridolin Tschudi

Wir wissen nicht, wohin wir steuern,
solang wir ohne Kompaß sind.

Wir müssen unser Schiff erneuern
und eine starke Mannschaft heuern,
die weder träge ist noch blind.

Wir dürfen nicht mehr weiterdämmern
wie ein verschlafnes Wickelkind.
Den Schlendrianen und den Schlemmern
ist immer wieder einzuhämmern:
Vom Osten droht ein böser Wind!

Wir sollten auf uns selber bauen
und nicht auf Wolken oder Sand
und mutig in die Zukunft schauen,
mit Selbstbewußtsein und Vertrauen
und insbesondere mit Verstand.

Solang wir in der Flaute treiben
und ohne Steuer in der Hand,
wird uns nichts andres übrigbleiben,
als einmal resigniert zu schreiben:
Ade, du mein lieb Abendland!